

Leseprobe aus:

Navid Kermani

Dein Name



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Navid Kermani

Dein Name

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Der Autor dankt der Villa Massimo für das Jahresstipendium 2008,
dem Kulturwissenschaftlichen Kolleg Konstanz für ein Fellowship
im Sommer 2009 sowie der Stiftung Mercator für das Senior Fellowship
am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen seit Oktober 2009.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 2015
Copyright © 2014 by Carl Hanser Verlag, München
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg,
nach der Originalausgabe vom Carl Hanser Verlag,
Gestaltung Peter-Andreas Hassiepen
Satz Caslon 540 (InDesign) bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26971 4

Navid Kermani
Dein Name

Es ist Donnerstag, der 8. Juni 2006, 11:23 Uhr auf dem Laptop, der einige Minuten vorgeht, also 11:17 Uhr ungefähr oder, da er den Satz noch schreibt, 11:18 Uhr. Ein Schreiner, der mit achtundsiebzig Jahren so alt ist wie der Vater von Navid Kermani, hat eine Schreibtischplatte angefertigt und war so freundlich, vom Baumarkt zwei Malerböcke mitzubringen, auf die sie vorhin die Platte legten. In einer guten halben Stunde wird Navid Kermani im Rundfunk eine Reihe besprechen, die nach dem Heiligen fragt, sechs Sendungen über Sex, Barmherzigkeit, Rausch, Musik, Macht und Sterben, sechsmal das Heilige als Tuwort. Wer es ausspricht, überführt sich der Lüge, sagte er der Redakteurin gestern am Telefon. Die Erklärungen, die er sich für Lesungen zurechtlegt, verleiten in der Wiederholung dazu, sie selbst zu glauben. Im Bad seines neuen Büros, das eine Wohnung werden könnte, läuft die Waschmaschine, die der Vater vorgestern repariert hat. Der Vater wird sich über die Nachricht freuen, daß die Waschmaschine nicht mehr leckt. Die Sonne scheint auf die frisch bepflanzten Blumentöpfe des Balkons, wiewohl Navid Kermani an den nackten Füßen noch friert. Der Schreibtischstuhl, den er als Student ohne Sitzbrett beim Trödelhändler gekauft, selbständig erneuert und seitdem als einziges Mobiliar in alle seine Arbeitszimmer getragen hat, ist noch stabil genug, die Balkontür offenzuhalten. Der Rücken, genau gesagt ein Nerv rechts neben dem Brustwirbel, erlegt ihm längst teure Gesundheitsmöbel auf. Später am Tag wird das Regal geliefert, dann bringt er seine Frau zum Arzt, die letzte Woche außerdem an der Achillessehne operiert worden ist, holt die Tochter von der Schule ab und geht, wenn noch Zeit ist, ins Museum, weil er für ein Benefizbuch über ein Gemälde nachdenken soll. Neben Funk und Fernsehen nimmt auch der Kollege teil, der ihn vorgestern abend im Büro besuchte, um den literarischen Salon zu besprechen, den sie in der kommenden Spielzeit moderieren. Die organisatorischen Fragen klärt Navid Kermani morgen nachmittag mit der schönen Direktrice,

die ihn vor dem Eröffnungsspiel besucht. Wüßte er bereits, daß er einen Roman schreibt, würde er an dieser Stelle eine Affäre erfinden. Noch ist Gelegenheit: Nach Jahren wieder werden sie allein sein im neuen Büro, in dem auch eine Matratze liegt. 11:31 Uhr auf dem Laptop, also 11:25 Uhr ungefähr. Er schaut ein weiteres Mal nach, ob das Bad trocken geblieben ist. Es war dumm von ihm, vorhin die Waschmaschine angestellt zu haben, denn jetzt muß er sie beaufsichtigen. Da um fünf die Putzfrau zum ersten Mal kommt, braucht er das Geschirr nicht zu spülen. Er hat sie vorhin bereits einen Block entfernt an der Tür des Hauses getroffen, in dem die Familie lebt. Sie hatte jemanden vom Flughafen abgeholt, ihren Bruder?, ihren Freund?, und gefragt, ob sie den Koffer im Hof abstellen dürfe. Er riet ihnen, den Koffer in den Flur des Hinterhauses zu rollen, damit er nicht geklaut würde. Sie spricht Spanisch mit ihm, obwohl er es kaum noch beherrscht. Er ist jedesmal stolz, wenn sie sich trotzdem verständigen. Es tut gut, wieder zu schreiben, was auch immer, Hauptsache, die Zeit vertreiben, über die er nach jedem Buch erschrickt. Er könnte die Kartons ausräumen oder die unveröffentlichten Erinnerungen seines Großvaters lesen, die ihm in die Hände gerieten, als er die Regale in seiner Wohnung leerräumte; statt dessen wartet er darauf, bis er wieder einen ersten Satz geschrieben hat. Wohl hat er dem Kollegen viel zu früh gesagt, was er sich vorgenommen, doch sich die Geschwätzigkeit schon oft bewährt, sosehr er sich zunächst ärgerte. Indem er ein Buch ankündigt, gerät er in Zugzwang, tatsächlich zu beginnen. Jetzt muß er zum Rundfunk, um das Heilige zu besprechen, obwohl die Waschmaschine noch läuft. Er wird beten, daß sie nicht das Bad überschwemmt. Sobald er kann, fährt er fort, wahrscheinlich erst heute abend, nachdem er die Tochter vom Judo abgeholt und die Frau zum Therapeuten gefahren hat. Er wird die Tochter mit ins Büro nehmen, damit sie hier schläft und er schreibt, was auch immer, Hauptsache, die Zeit vertreiben.

Den Abend vor dem Eröffnungsspiel vertändelte er, indem er die Fernbedienung für den Fernseher einrichtete und vor Freude, daß es ihm gegen alle Erwartung gelang, nach Jahren wieder das Nachrichtenjournal im ersten Kanal und anschließend einen Komödianten anzuschauen, der allerdings einen noch schlechteren Tag hatte. Ohne den Fernseher leiser zu stellen, klappte er den Laptop wieder auf und klickte sich, als die Werbung eines elektronischen Antiquariats aufleuchtete, von Buch zu Buch zu den sämtlichen Werken, Briefen und Dokumenten Friedrich

Hölderlins, die er für 49,99 Euro zuzüglich Versandkosten bestellte, während er *FrAndrea33* im Chat idealere Orgasmen auf dem Perserteppich bereitete, als er es in Wirklichkeit je vermöchte. Der erste Kanal strahlte bereits die Spätnachrichten aus. Navid Kermani ist müde, weil er wie jede Nacht nicht einschlafen konnte und wie jeden Morgen die Tochter zur Schule bringen mußte. Das wichtigste, nein, das vorerst einzige: die Handlung des Gedächtnisses herauszufinden, das er verrichten will. Erst danach wird er sich mit dem nächsten Problem befassen, »schlafen, wenn man müde ist, essen, wenn man hungert«, wie der Meister Baso Matsu im achten Jahrhundert die Lehre des Zen-Buddhismus zusammenfaßte. Aus Gründen, die er zu benennen sucht, gefällt ihm der Anfang. Setzen Seelenreisen stets in metaphysischem Schmerz ein, wäre seine nur die gewöhnlichste Not, die Liebe am Boden, zugleich die Frau schwer erkrankt, so daß der Gedanke an Trennung nicht ausgesprochen werden darf, das gemeinsame Kind allein zu versorgen, fehlende Anerkennung, tiefgreifende Selbstzweifel, finanzielle Engpässe, Lohnarbeiten, die Tage von Terminen zerstückelt, die er nicht selber festlegt. 10:51 Uhr auf dem Laptop, also Viertel vor ungefähr. Weil er es gestern nicht mehr geschafft hat, muß er heute ins Museum, um sich für ein Gemälde zu entscheiden. Seine Augen brennen von der Müdigkeit oder vom Heuschnupfen, der ihn letztes Jahr zum ersten Mal plagte. Dieses Jahr mußte er nur zwei Tabletten nehmen, heute dann wahrscheinlich die dritte. Allerdings war er dieses Jahr auch noch nicht im Bergischen Land, wo er die umgebaute Scheune einer ehemaligen Weberei angemietet hat, unten Küche und Bad, darüber ein Dachboden vollständig aus Holz, schräge Wände, Ausblick auf Wiesen und Kühe. Heute wollte die Familie fahren, aber da die Frau mit ihrem Gips einen unabweisbaren Grund vorwies, verhindert zu sein, bleibt die Familie doch in Köln und schaut das Eröffnungsspiel mit Freunden auf der Terrasse. Er selbst wäre trotz des Heuschnupfens gefahren, um die Tochter zu belügen, daß sie wieder eine Familie sind. Letztes Jahr verschwanden die Pollen, die ihm zusetzen, Anfang oder Mitte Juni von einem auf den anderen Tag, auf den er dieses Jahr also nur warten mußte, um sich wieder aus der Stadt herauszutrauen. Er wollte nur fahren, gesteht er sich ein, damit die Frau wieder nein sagen mußte. Aufs Klo muß er noch, danach stöpselt er das Kabel in die Buchse und lädt ein weiteres Mal die E-Mails herunter. Im Radio läuft Beethoven, Klavierkonzert, das erste, zweite, dritte oder vierte. Normalerweise hört

er keine Musik, wenn er schreibt. Diesmal stört es ihn nicht. Die Bücher sind schon eingeräumt, jetzt fehlen noch die Unterhosen.

Der Vater hat gestern auf dem Anrufbeantworter die Nachricht hinterlassen, daß die Tante krank sei. Indem Navid Kermani mit einem Satz, den er später ebenso streichen wird wie alle Namen außer von Toten und von Dichtern, indem er erklärt, wer diese Tante ist, wendet er sich an einen Leser. Noch einen Absatz zuvor dachte er daran sowenig wie in den Tagebüchern des Heranwachsenden, der sie in der Schublade einschloß. Allein das Bewußtsein, daß den Satz einmal ein anderer lesen wird, verändert ihn, deshalb der Impuls, die Tante mit Namen und wesentlichen Charakterzügen vorzustellen. Es ist kein Tagebuch. Ein Gedächtnis will dauern, auch wenn niemand daran teilhaben wird. Für wen auch immer will Navid Kermani festhalten, was auf Erden geschieht. Er meint nicht die Ereignisse des Tags, die bei einem Autor, der nichts mehr zu Papier bringt, aus einem neuen Regal oder einer Radiosendung bestehen mögen, auch nicht den Alltag eines Manns, dessen Frau ein Pflegefall und dessen Ehe ein Pflichtanteil geworden ist. Schon der Heranwachsende hatte kein Bedürfnis, in seinem Tagebuch Chronik zu führen, und als Vater vergißt er bei Ausflügen und Urlaubsfahrten notorisch die Kamera. Die Schmierzettel wirft er später fort, sie dienen nur dazu, die Handlung zu finden für das Gedächtnis, das er verrichten will. Aus Furcht, schon bald der Tante einen Namen geben zu müssen, zögert er den Anruf hinaus. Immerhin erwähnte der Vater, daß sie vormittags nicht erreichbar sei. Wenn sie selbst zum Arzt gehen kann, liegt sie jedenfalls nicht im Sterben. Andererseits muß es dringend sein, wenn sogar der Vater ihn bittet, in Teheran anzurufen. Die Eltern sind sonst unsentimental bis zur Erbarmungslosigkeit, wenn es ums Altern anderer Leute geht. Er kann die Frage nicht unterdrücken, wann er die Eltern bedenken wird und ob den Vater oder die Mutter zuerst. Die Tochter drängt am Telefon, er solle sie endlich abholen, um mit ihr ins Freibad zu gehen. Viertelstunde noch, sagt er. Zehn Minuten setzt sie durch. Er muß sich beeilen. Ich will den Roman nicht schreiben.

Aus der Stimme der Tante, sosehr sie sich um Zuversicht bemüht, hört er das Entsetzen heraus. Ihr Gesicht ist schief, sie kann nicht mehr richtig essen und sprechen. Die Ärzte vermuten, daß sie sich auf dem Rückflug nach Iran verkühlt habe. Sie selbst hat Angst, daß es ein Schlaganfall war. Am Montag, dem 12. Juni 2006, ist es 12:42 Uhr, als die Tante

auflegt. István Eörsi wird das erste Kapitel heißen, über den er noch am ehesten etwas zu sagen hat, danach Claudia Fenner, Friedrich Niewöhner, Georg Elwert. Davor ist zu entscheiden, ob der Roman, den ich also schreibe, auch Djavad Ketabi bedenkt, und zweitens, über welches Gemälde der Romanschreiber nachdenkt, da Funk und Fernsehen ihren Beitrag längst geliefert haben, wie der Direktor nochmals mahnte, der ihn durchs Museum führte. Um 12:46 Uhr klingelt das Handy, auf dem Display der Name der Frau. Der Romanschreiber schiebt es auf und klemmt das Gerät zwischen Schulter und Wange. Sosehr sie sich angestrengt habe, alle Unbill zu ertragen, aber der blaue, klobige und bei der Hitze auch noch erbärmlich stinkende Stützstiefel, der gestern den Gips ersetzt hat, sei zuviel, heult die Frau um 10:51 Uhr zu laut, um die Tastatur hören zu können, auf der er um 10:52 Uhr dennoch zu tippen aufhört. Um 10:54 Uhr beendet er das Telefonat mit der Einladung, in sein Büro zu humpeln, damit er sie in den Arm nimmt, obwohl der Arbeitstag mit dem Schulschluß der Tochter um 12:40 Uhr schon wieder zu Ende sein wird, um vier die Eigentümersammlung, danach holt er die Tochter vom Judo ab, um sie mit zum Rundfunk zu nehmen, wo er für eine vierminütige Meinung einen guten Tageslohn verdient zuzüglich sieben Prozent für die Pensionskasse. Einen anderen Verdienst hat er nicht, seit er seine Meinungen nicht mehr schriftlich zu begründen vermag. Selbst als die Frau auf der Intensivstation lag, ist er öfter auf den Flur gegangen, um für oder gegen etwas zu sein – für einen Tageslohn in vier Minuten zuzüglich sieben Prozent kriegt er sich immer in den Griff. Indem er sich von einem Satz zum darauffolgenden bewegt, Schritt für Schritt, wie der Arzt auf der Intensivstation sagte, hofft er als nächstes die Beschaffenheit des Romans herauszufinden, den ich schreibe. Es ist das erste Mal, daß er vor der ersten Seite anfängt und zugleich ausschließt, jemals zu einem Ende zu gelangen. Die Abfälle, die er womöglich zwischen den Kapiteln weiter anhäuft, würde er auf Lesungen damit erklären, daß durchs Leben auch keine Müllabfuhr fährt. Die Frau klingelt an der Tür. 12:56 Uhr. Baso Matsu hin oder her muß er spätestens morgen die Entscheidung treffen, ob der Roman, den ich schreibe, auch Djavad Ketabi bedenkt.

Vor dem Interview am gestrigen 12. Juni 2006 erfuhr Navid Kermani, daß György Ligeti tot ist, möge seine Seele froh sein. Wie vorgesehen gab er dem Moderator Auskunft, nicht einmal die Stimme zitterte, und schaute sich anschließend Italien gegen Ghana an, ordentliches Spiel,

nur daß am Ende immer die Afrikaner verlieren. Vier Tage nur, schon hat der Roman, den ich schreibe, ein weiteres Kapitel, das fünfte oder sechste, je nachdem, ob er Djavad Ketabi bedenkt. Die Frequenz wäre nicht einmal im Alter normal. Vermutlich wird sich der Abstand zwischen zwei Kapiteln in den nächsten Jahren allmählich vergrößern, um gegen Ende, wenn noch wenige übrig sind, wieder abzunehmen. Vielleicht sterben die Menschen auch in Schüben. Keine zwanzig Minuten im Wartezimmer, muß der Romanschreiber um 10:38 Uhr schon wieder abbrechen, da die Frau aus dem Behandlungszimmer humpelt. Ist etwas schiefgelaufen? Bevor es morgen abkühlt, geht er heute nachmittag mit der Tochter noch einmal ins Freibad. Die Frau, die sich auf dem Weg zur Sportklinik noch bereit erklärte, sie zu begleiten, traut sich jetzt doch nicht. Wenn sie das Bein letzte Woche nicht einmal in die Badewanne tauchen durfte, könne sie nicht diese Woche schon im Chlorwasser schwimmen. Daß sie sich ungern mit Stütزشuh und Bikini zeigt, hätte sie nicht hinzufügen müssen. Erst wenn die Tochter schläft, kann er heute ins Büro, das eine Wohnung zu werden scheint. Die Datei hat er *Totenbuch* genannt. Jaja, bin schon fertig. Wenigstens hat er Ursula getroffen.

Den Heuschnupfen erwähnte er bereits. Wenn es kein Tagebuch ist, muß er Wiederholungen vermeiden, wo sie nicht nötig sind. Er hat einen Leser, wen auch immer, den er im Auge behalten muß, obwohl er gleichzeitig leugnet, ihn zu sehen. Ist das nicht bei allen Romanen so, die er schrieb? Den Unterschied zu benennen, verschiebt er auf einen späteren Absatz, da er endlich mit der Handlung beginnen muß, möchte er den Leser je finden, dessen Existenz er abstreitet. Sehen Sie, um ohne Voratz die direkte Ansprache einzuführen, sehen Sie großgeschrieben, wie rasch er seine Vorsätze bricht? Er schreibt, daß er sich Ihnen zuliebe nicht mehr wiederholen darf und wiederholt sich ... er zählt nach ... nach sechs Sätzen erneut. Vor dem ersten Kapitel muß der Romanschreiber allerdings noch Ursula wiedersehen. Baso Matsu hin oder her, muß er außerdem die Entscheidung treffen, ob der Roman, den ich schreibe, auch Djavad Ketabi bedenkt. Nicht alle Toten finden Platz, denen der Romanschreiber im Leben begegnet ist – allein, nach welchem Kriterium wählt er sie aus? Genügt die lange Bekanntschaft? Dann würde Djavad Ketabi ein Kapitel sein. Die Bedeutung im Leben? Dann wüßte der Romanschreiber selbst nicht, was das Kapitel außer einer Begegnung vor dem Gästezimmer des elterlichen Hauses enthalten könnte. Nein, Bekannt-

schaft läßt sich als Kriterium nicht durchhalten, nicht einmal Verwandtschaft. Wieviel Grad, Meter, Liter, Gramm, Bytes oder Protonen muß jemand ihm bedeutet haben, damit der Romanschreiber »wohlverdient« nachruft, »verstorben«, »ruht« oder, wie im frühesten Christentum üblich, »schläft in Frieden«: *dormit in pace*? István Eörsi war ihm wichtig, schon bevor er ihn kennenlernte – aber würde der Roman, den ich schreibe, Eörsi bedenken, hätte der Romanschreiber nur Eörsis Bücher gelesen? Andererseits die Heroen seiner Bildung und Begeisterung, denen er nur in Büchern oder Museen, auf Schallplatten oder Leinwänden begegnet ist – käme ihnen ein Kapitel zu, wenn eines Morgens die Zeitung einen Nachruf brächte oder vorab schon die *mailing list* der Fangemeinde die Nachricht ihres Todes? Wie er es auch wendet, der Romanschreiber kann es nicht entscheiden. Er kann nicht entscheiden, nach welcher Einheit sich Bedeutung bemißt. Er kann lediglich feststellen, daß Djavad Ketabi ihm nicht nichts bedeutet und dessen Tod ihn nicht nicht unberührt gelassen hat. Genügt es, daß etwas nicht nichts war, so wie es von Gott genügt zu sagen, daß es keinen anderen Gott gibt? Ja, die Winterkataloge liegen bereits vor, erfährt der Romanschreiber, als er am 14. Juni 2006 um 10:19 Uhr das Reisebüro anruft. Damit diesen Herbst gar nicht erst diskutiert wird, wird er sich und der Tochter so früh wie möglich einen Skiurlaub ohne Reiserücktrittsversicherung buchen. Auf dem Weg zum Reisebüro kann er im Baumarkt das Verbindungsstück zwischen dem Gartenschlauch und dem Wasseranschluß in der Küche besorgen, das nicht mehr hält. Zwei Erledigungen sind mehr als genug, um einen Vorwand dafür zu haben, die Entscheidung ein weiteres Mal zu vertagen, ob der Roman, den ich schreibe, auch Djavad Ketabi mit einem Kapitel bedenkt. Schritt für Schritt, wie der Arzt auf der Intensivstation sagte.

Wenn er formulierte oder auch nur andeutete, was ihn am Donnerstag, dem 15. Juni 2006, um 16:32 Uhr mitteleuropäischer Sommerzeit und schon den ganzen Tag und den Traum davor quält, erhielt der Roman, den ich schreibe, eine andere Beschaffenheit, weil er ihn dann prinzipiell nicht veröffentlichen oder auch nur der Frau zu lesen geben könnte. Offenbar genügt es ihm nicht, sich Sie großgeschrieben als Geister vorzustellen oder seinetwegen als Nachfahre, Nachmieter oder Nachlaßverwalter. Daß die Literatur ihm erlaubte zu sagen, was er von sich nie sagen würde, gehörte zu seinen Privilegien. Im Roman jedoch, den ich schreibe, wählt er allenfalls aus, wovon er berichtet, und zwar nicht nur

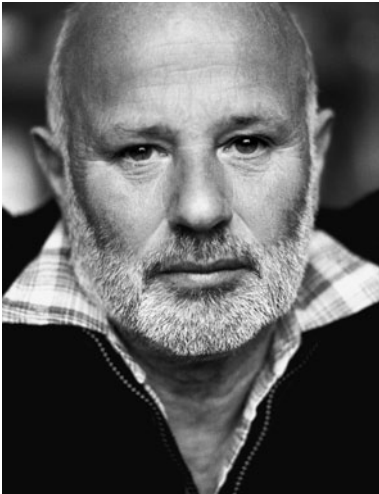
nach Kriterien der Literatur, sondern auch nach solchen, die mit der Literatur nichts zu tun haben und deshalb zu ignorieren wären. Vielleicht sollte er die Person wechseln.

Von Ursula muß gesagt werden, daß sie bestimmt nicht so ruhig war, wie es das Bild und damit die Nachwelt behauptet, als ihr der Engel in Köln ankündigte, bei ihrer Rückkehr gefoltert, geschändet und zum Schluß geschlachtet zu werden, sie und alle ihre Gefährtinnen, elftausend an der Zahl und allesamt Jungfrauen, so heißt es in der Überlieferung, aber es heißt schließlich auch »Krone des Martyriums empfangen«, wenn die Überlieferung Menschenschlachtung meint. Ohnehin läßt das Bild und damit die Nachwelt nichts von der Besessenheit errahnen, mit der Ursula allein aus der Bretagne zog, um ihren Vater vor dem Zorn des englischen Königs zu retten, erst zehn Freundinnen und dann elftausend Jungfrauen um sich scharte, sie zum Christentum bekehrte und im Kriegsdienst ausbildete, Goldlöckchen, Pausbäckchen, Stupsnäschen, ja, das hat sie auf dem Bild, dazu das notorische Schmolmündchen, aber nichts von der Glut, nichts von Gewalt, nichts von ihrem unfäßbaren, überirdischen oder, das trifft es genau: übersinnlichen *sex appeal*, deretwegen ihre Erscheinung, nein, nicht einmal das, deretwegen das bloße Hörensagen auf Könige, Königinnen und Königssöhne in ganz Europa, auf den Papst und viele Bischöfe sirenenhaft wirkte. Auf Königreiche verzichteten sie, auf Götzen oder Papsttum, nur um mit Ursula zu sein, ihrem Glauben zu folgen, ihrer Mission zu dienen, obwohl die schönsten, kühnsten, klügsten Jünglinge nicht einmal im Traum hoffen durften, sie je zu besitzen. Was das betrifft, war Ursula entschlossen wie in allem, und sie impfte jeder einzelnen ihrer elftausend Jungfrauen ein, daß sie sich niemals niemandem hingeben durften, keinem Mann, niemals, hört ihr?, niemals, so muß sie gesagt haben, in welcher Sprache auch immer, bretonisch oder germanisch, auf latein oder im Alt- beziehungsweise Mittelhochkölsch jener Jahre, niemals, dann sind wir ausgeliefert, verloren, verraten. Wie sie es untereinander hielten? Nun, »sie fuhren zusammen und trennten sich wieder«, heißt es in der Überlieferung, sie »bekriegten sich oder täuschten Flucht vor, übten sich in jeder Art von Spielen und ließen nichts weg, was ihnen einfiel, bald kehrten sie mittags, bald auch spätabends zurück« – kein Wunder, daß alle Männer wild waren auf sie, die sich ihnen zu Tausenden und Abertausenden entzogen (und nur die Religion bot damals einen Grund), kein Wunder auch, daß andere sie nicht leben ließen, keine

einzig von ihnen. Ursula, Ursula – ob der Name damals schon so harmlos und hausbacken klang wie heute für uns oder jedenfalls mich, der als Abiturient eine Ursula sehr mochte, die Geige spielte? Ursula, Ursula – von ihr muß man sagen, daß sie sehenden Auges in die Katastrophe zog, sehenden Auges ihre Freundinnen mitnahm und dabei so überzeugte, daß die Freundinnen wohlgemerkt sehenden Auges mitkamen. Sie hat sie alle eingeweiht, elftausend junge Mädchen, alle wußten, was geschehen würde, und alle billigten es, vielleicht, daß der Tod für sie wie Sirenen war – und was wäre dann mit ihrem Leben, was für eines wäre ihr Leben gewesen? Ursula, Ursula – wesentlich ist die Frage, wie der Engel sich fühlte, als er die Prophezeiung überbrachte. Und in welcher Sprache er sprach. Wesentlich zu wissen wären die Worte, mit denen Ursula das bevorstehende Martyrium den Jungfrauen erklärte, ohne daß sie verzagten. Wesentlich sind auch die Hände, die Hände des Engels, die viel älter wirken als sein Gesicht, und die Hände Ursulas, die viel größer und kräftiger sind, als es dem übrigen Körper entspricht, ja, vor allem die Hände Ursulas, die nehmen mich gefangen. Sie sind nicht harmlos, das sieht man, diese Hände packen an, und sie wissen, wo und wie kräftig. Und ähnlich sind die Hände des Engels nicht ohne Gefühle noch ohne Geschichte. Es sind Hände, die vieles getan haben und in den seltensten Fällen gern. So muß man von dem Maler der Ursula-Legende annehmen, daß er mehr von Ursula wußte, als er auf seinem Bild verriet, mehr auch vom Wesen der Engel, die gefühllos hoffentlich nur tun. Vielleicht war es nicht die Schicklichkeit, die den Maler Ursula so malen ließ, wie man die Frömmigkeit der Frauen wohl zu malen pflegte, ihren Blick, der demütig zur Seite geht, ihre Stirn eines Säuglings, als verstünde der Maler Unberührtheit im Wortsinne. Vielleicht war es das Bewußtsein, daß weder die Schönheit Ursulas sich darstellen ließ noch ihre oder die Empfindungen des Engels, wenn er ihr die Zukunft eröffnet. Dann wären die Empfindungen eben deshalb erfragbar, weil die Gesichter uns (vielleicht wirkte das Bild in seiner Zeit anders), oder jedenfalls mir (bestimmt sehen meine Augen nicht genug), alle Empfindung verbergen. Von Ursula zeigt der Maler, was ihre Zeit, wir oder jedenfalls ich, für den Ursula eine Geigenspielerin ist mit fremden Regeln des Anstands und komischen Hosen, an ihr nie begreifen.

Kurz gesagt möchte der Mann, um Navid Kermani am Samstag, dem 17. Juni 2006, einmal so zu nennen, wenn ich nicht immer vom Romanschreiber sprechen will, kurz gesagt möchte der Mann um 22:08 Uhr,

da er wegen des Ausscheidens Irans bei der Weltmeisterschaft ein paar Grade zusätzlich geknickt ist, mit seiner Ehe aufhören. Es ist nicht das erste Mal, daß er den Wunsch spürt; neu aber ist der Eindruck, es sei auch für die Tochter besser, wenn das Schweigen ihrer Eltern nie wieder mit dem Streit erklärt wird, den sie doch auch ab und zu mit dieser oder jenen Klassenkameradin habe, und daß sie dann doch auch besser ein, zwei Tage nicht mit der Klassenkameradin spiele. Was diese Mitteilung für den Roman bedeutet, den ich schreibe, ergibt sich aus dem vorletzten Absatz: Entweder streicht der Mann diesen Absatz, oder er trennt sich tatsächlich, oder die Frau darf den Roman nie lesen, den ich schreibe, jedenfalls nicht die nächsten Jahre (ach Gott, wie glücklich müßten sie miteinander werden, damit sie seinen jetzigen Zweifel aushält). Gleichwie, er muß endlich beginnen.



István Eörsi (16. Juni 1931 Budapest;
13. Oktober 2005 ebendort)

Auf István Eörsi bin ich durch sein Buch über Hiob und Heine gestoßen, früh in der Recherche über die metaphysische Revolte. Kurz überlegte ich, ob sein Buch meines überflüssig gemacht habe. Bis heute gehalten hat sich die Überraschung, daß jemand anders, ein unbekannter Ungar an abgelegnem Ort und in kuriosen rosa Einband, bereits aufgeschrieben hatte, was mir auf der Seele brannte. Die Fahnenhissung der persönlichen Not in überlieferten Texten, die zur Hermeneutik des Schriftstellers gehört, hat er weiter geführt als ich. Seine Beschreibung des todkranken Heine ist so furios, daß

ich sie nur abkupfern konnte, sein Hiob ein Argument, daß Atheisten die besseren Theologen sind. Meine Frage zieht sich durch sein Buch, warum er sich überhaupt mit Gott beschäftigt: »Schreibe ich über Hiob, um zu erfahren, warum ich über ihn schreibe?«

In unserer Bekanntschaft, die von Anfang an alle Anlagen zu einer Freundschaft aufwies, ohne daß sich genügend Gelegenheiten ergeben sollten, sie zu schließen, machte sich mehr und mehr bemerkbar, daß wir das Feld der Gottverlassenheit aus verschiedenen Richtungen betreten hatten, er aus der Gottlosigkeit, die ihm nicht genügte, ich aus dem Glauben, der mir nicht gelang. Einmal angekommen, verstanden wir uns sofort. Viel Verkehr herrschte dort ohnehin nicht; allein der Umstand, auf jemanden zu stoßen, der sich ebenfalls in die Einöde verirrt hat, zu der Religion unter europäischen Literaten geworden ist, schweißt schon zusammen. Außerdem konnten wir vom ersten Tag an miteinander lachen, obwohl oder weil wir mit dem Symposium am Berliner Wissenschaftskolleg, zu dem ich ihn eingeladen hatte, sofort bei unserem Thema waren: dem Schrecken Gottes. Die vielen Schnäpse, die wir miteinander tranken, hielt ich im nachhinein immer für ungarisch, obwohl sie es nicht gewesen sein können. Ungarisch war vielleicht nur die Art, sie zu zelebrieren.

Wieviel uns andererseits trennte, behaupteten die Lebensläufe lange Zeit nur und sah ich ein, als wir in der Volksbühne Frank Castorfs Inszenierung von *Der Meister und Margarita* besuchten. Nichts von dem, was ich sah, hatte er gesehen, nichts von dem, was ich für verbindend hielt. Für ihn bestand die Inszenierung aus Klamauk, Schmutz und Geschrei. Mich hingegen durchfuhr der nackte Jesus in der Badewanne, der per Videoleinwand von der Hinterbühne übertragen wurde, wie eine Offenbarung: So, nur so könne man heute über das Heilige sprechen. Es war ebenjene todernte Lächerlichkeit, mit der allein von Wahrheit zu künden wäre, das Gegenteil von Blasphemie.

Wir weiteten die Kontroverse nicht aus. Er war entschieden in seiner Empörung. Ich leugnete nicht meinen Standpunkt, sah aber davon ab, ihn zu verfechten. Nicht nur aus Respekt begrenzte ich den Schaden so rasch, nicht nur aus Furcht vor einer Auseinandersetzung, die schlimmstenfalls den Keim eines Zerwürfnisses hinterlassen konnte, da es uns beiden ernst mit unseren Sichtweisen war. Noch während wir uns über die Aufführung stritten, machte ich eine merkwürdige Entdeckung: Ich verstand ihn. Ohne damals schon István Eörsis Biographie zu kennen, nicht viel mehr, als daß

er 1931 als Jude in Europa geboren, 1956 als Ungar verhaftet worden war und was sonst noch auf dem Buchdeckel steht, spürte ich, daß die Aufführung einem Menschen mit seiner Widerstandsgeschichte klein vorkommen konnte, unwahrhaftig; ich spürte, daß er ihr womöglich zu Recht absprach, die Weltanschauung und das Weltdesaster erfaßt zu haben, die *Der Meister und Margerita* behandelt. Das änderte nichts an meinem eigenen Urteil oder nur soviel, daß ich bereit war, es zu relativieren. Der Abend wollte nicht die Zustände auf die Bühne bringen, die Bulgakow meinte und Eörsi kannte. Trotz Castorf und Ostberlin war es ein Abend, der aus dem Verlangen entstand, daß es andere als die gegenwärtigen Zustände geben könne. Es war ein Abend über den Glauben, der zum Wunsch geworden ist. Das war mein Zugang zu dem Feld, nicht Eörsis. Es hätte aufregend werden können für mich, vielleicht auch für ihn, wie es weitergegangen wäre mit unserer Begegnung nach der Erkenntnis, daß wir uns gleichzeitig nahe- und fernstanden.

Zwei-, dreimal trafen wir uns noch am Wissenschaftskolleg, wohin ich ihn zu allen Empfängen einlud, ohne daß sich Gelegenheit bot, unser eigenes Gespräch fortzuführen. Statt dessen unterhielten wir uns häufig über Politik, wie man es bei Geselligkeiten und auf Empfängen tut, wenn man weder über eigene Bedrängnisse noch über Belanglosigkeiten reden möchte. Zu Kontroversen kam es leider nicht mehr. Sein Urteile waren von einer Aufrichtigkeit und moralischen Schlüssigkeit, die trotz der Genauigkeit und Schärfe gelegentlich langweilig geworden wären, wenn er nicht immer wieder die Kritik an sich selbst, an früheren Positionen eingeworfen hätte, die die Möglichkeit signalisierte, auch die jetzigen Analysen zu revidieren. Er war jemand, der sich streng an seine Prinzipien hielt im Bewußtsein, daß sie sich als falsch erweisen konnten. In seinen Band über den *Rätselhaften Charme der Freiheit*, in den er mir die Widmung schrieb, daß auch das Neinsagen schön sein könne, läßt sich das stete Bemühen gut beobachten, Haltung zu bewahren, ohne die eigene Unsicherheit zu kaschieren. Seine Essays über den Aufstand in Ungarn, nach dessen Niederschlagung er noch Jahre im Gefängnis saß, sind geradezu klinisch gereinigt von Eitelkeit. In keinem einzigen fehlt das Geständnis, in jüngeren Jahren selbst Stalin angehimmelt zu haben. Aber auch sein Aufschrei nach Srebrenica erweist die Kurzsicht speziell deutscher Großdichter, deren Werk er in anderen Zusammenhängen dennoch preisen kann. Ungeachtet seiner jüdischen Herkunft war er leidenschaftlich in seiner Kritik an der israelischen Besatzung. So

nahm er auch an dem Treffen der Dichter Adonis, Mahmud Darwisch und Abbas Beydoun teil, die unter anderem das arabische Verhältnis zu Erbe und Gegenwart der Juden im Nahen Osten diskutierten. Es war die beste, die wichtigste Debatte, die ich in den drei Berliner Jahren zustande gebracht habe.

Eörsis Zusage war wichtig, weil die beiden Ungarn am Kolleg, Péter Nádas und der damals frisch gekürte Nobelpreisträger Imre Kertész, nicht die fünfzig Meter vom Hauptgebäude in die Villa Jaffé zu laufen bereit waren. Nádas entschuldigte sich mit Arbeit, Kertész nicht einmal damit. Ohne Eörsi wären die europäische Literatur und die Schoa nicht anwesend gewesen in dem vielleicht vierzigköpfigen Kreis aus arabischen Intellektuellen, Fellows aus aller Welt und deutschen Journalisten, die in der Villa einer enteigneten jüdischen Familie im Grunewald über das Schreiben nach und mit der Vertreibung nachdachten. Das Gespräch hätte nicht stattfinden dürfen, so schien es mir, oder wäre mißlungen. Eörsis Bemerkungen und Fragen irritierten und bewegten insbesondere die arabischen Gäste so sehr, daß ich seine beiden Landsleute nicht mehr vermißte.

Das genügt. Ehrenrühriges, Geheimnisse, Mißbilligungen, auch wenn dergleichen vorläge, wird der Romanschreiber grundsätzlich vermeiden beziehungsweise auf die Schmierzettel beschränken, die zwischen den Kapiteln liegen. Wer tot ist, dem redet er nicht nach. Abgesehen davon, dürfen die Gedächtnisse nicht zu ausführlich geraten. Er würde sie nicht bewältigen und nach einer Zeit aufgeben. Bei manchen Menschen, die ihm dennoch etwas bedeuten, würde ihm gar nicht genügend einfallen. Engen Freunden oder Verwandten hingegen müßte er ein ganzes Buch widmen, wollte er sie im gleichen Maßstab bedenken. Er muß realistisch sein, kühl kalkulieren, wenn er überhaupt eine Chance haben möchte. Er muß für die Jahre vorsorgen, wenn er an die Notwendigkeit nicht mehr glaubt, jedes Menschen zu gedenken, der ihm auf Erden fehlt, und die Pflicht lästig zu werden beginnt; wenn die Toten stören, weil er mit einem Roman beschäftigt ist, wie er ihn früher schrieb, oder etwas anderem, das er für wichtiger hält. Die letzten Tage hat er häufig überlegt, ob alle Toten ungefähr den gleichen Platz erhalten oder ob er die Länge, je nach Grad, Meter, Liter, Gramm, Bytes oder Protonen, variieren soll. Wird es Ehrenplätze geben oder ausschließlich Reihengräber? Wenn einem Bekannten, sagen wir, zehntausend Anschläge zustünden – mit wie-

viel Anschlägen gedächte der Romanschreiber später der Mutter, dem Vater? Unterschiede würden den Eindruck erzeugen, daß Angemessenheit möglich sei. Geeigneter erscheinen formale Beschränkungen, Mindest- und Höchstzahl von Anschlägen, knappes ritualisiertes Gedenken, gleich wie groß die Trauer. Ihm gefallen die traditionellen Friedhöfe in Iran, die ohne Zier sind oder jedenfalls waren, graue Platten im Staubfeld, bevor 1980 die Fließbandproduktion der Märtyrer anlief, die mit Glaskasten belohnt werden, vergrößerte Paßphotos darin. Die traditionellen Friedhöfe gaukeln keine Individualität vor. 7102 Anschläge ist sein Gedächtnis lang. Auf neuntausend kann er noch gehen.

Eörsis letztes, posthum erschienenes Buch wird in Deutschland wieder keiner lesen. Es ist seine Art Autobiographie, und nimmt man ihre Dringlichkeit, müßte man so gut wie alles andere weglegen, was sonst in einer Saison auftritt. Wenigstens ist es bei Suhrkamp erschienen, nicht im rosa Umschlag, und wurde von einem der fünf überregionalen Feuilletons besprochen. Daß er an diesem Roman gearbeitet haben muß, als wir uns kennenlernten, rückt ihn noch einmal in ein anderes Licht. Die Lektüre bereitete Unbehagen bis hin zum Körperlichen, so ehrlich ist er darin, ohne Gnade für sich selbst. Die Ehrennadeln, die er sich auf Empfängen gefallen lassen mochte (Überlebender, Verfolgter, Genießer), entsorgt er als erstes. Indem er sich aus der Perspektive einer jungen Reporterin beschreibt, wird er zum alten Bock, eitel und eingebildet, lüstern und voller Selbstmitleid. Zurück bleibt keine Persönlichkeit, sondern ein Elend. Natürlich ist das nicht alles an ihm, selbst er hätte sich soviel Wohlwollen zugestanden. Allein, es ist nicht die Aufgabe der Literatur, alles zu schreiben. Die Aufgabe der Literatur ist das, was nicht sein soll. Eörsi hat es an seiner eigenen Person exerziert. Andere hätten Beschauliches zusammengetragen. Er hat sich ein Denkmal gesetzt, indem er es zerstörte.

Er wird nicht gehant haben, vermute ich, daß er die Veröffentlichung nicht mehr selbst erleben würde. Er mußte davon ausgegangen sein, daß er auch weiterhin Empfänge besuchen würde, in Berlin wie in Budapest. Wer das Buch gelesen hat, hätte nicht mehr unverbindlich mit dem osteuropäischen Schriftsteller anstoßen können. Er hätte den Mensch vor sich gesehen, einen großen und gräßlichen, lustigen und lächerlichen, einen schonungslosen und schockierenden Menschen. Indem Literatur nur das Schwarze sieht, ermöglicht sie dem Leser, alle Farben zu sehen.